

(Nachdruck verboten.)

23]

flammen.

Roman von Wilhelm Gegeleer.

„Wurcht sagen Sie? Glauben Sie, daß es überhaupt etwas in der Welt gibt, was Wurcht ist? Daß nicht jeder kleinste Unterschied von Bedeutung ist?“

Der so plötzlich Angegriffene zog seine Stirn zusammen, so daß die Brauen fast die Augen verdeckten, und erwiderte in höhnischem Ton:

„Mit demselben Recht können Sie sagen, daß alles Wurcht ist. Denn im Grunde kommt alles auf dasselbe hinaus.“

„Sie müssen nämlich wissen,“ sagte der Major lachend, „Wurcht ist der Lieblingsausdruck meines Bruders.“

„Ja, das ist wahr,“ bekräftigte Marie Luise. „Ich habe schon immer gesagt, auf Deinem Grabstein müßte dergleichen stehen: „Ob ich lebendig oder tot bin, das ist im Grunde ganz Wurcht.“

„Ist es auch.“

„Na,“ versetzte Grabaus, „gegen eine solche Auffassung der Dinge läßt sich schließlich nicht streiten. Aber glücklich macht die nicht.“

„Glücklich? Wer ist denn überhaupt glücklich?“

„Ich!“ sagte Wolf aufspringend. „Ich bin glücklich.“

„Du hast momentan ja auch Grund, nachdem Du Dich zu den Fleischtöpfen Aegyptens zurückgefunden hast.“

„O, das ist —“

„Ueberhaupt, wie alt bist Du eigentlich?“

„Nun mir kannst Du allzu große Jugend wohl nicht vorwerfen,“ mischte der Major sich ins Gespräch. „Aber auch ich muß sagen, wenn ich auf mein Leben zurückblicke: es gab ja trübe Stunden, trübe — Jahre genug. Aber trotzdem, etwa zu sagen, ich bin unglücklich gewesen, wäre einfach undankbar.“

„Wirklich? Auch wenn Du ganz ehrlich bist?“

Nun entbrannte ein erbitterter Streit. Wie ein Mann standen alle zusammen und verteidigten das Leben gegen Doktor Platen. Wolf mit dem Enthusiasmus des jungen Menschen, dem ein wunderbares Zukunftsgefühl die Gegenwart verklärt, der Major trotz seiner Schmerzen und seiner im geheimsten trüben Stimmung aus ehrlichem Gerechtigkeitsföhl, Marie Luise mit dem Bedürfnis der Frau, das Gute zu sehen und zu trösten, als könnte sie mit ihren lichten Worten dem Schwager die düstere Seele erhellen. Am eifrigsten von allen aber sprach Grabaus. Für ihn, der im berausenden Hochgefühl seiner nach langem Schlummer frisch erwachten Kräfte in allem Unglück nur Störungen und Hindernisse sah, die er sich stark genug fühlte zu überwinden, war dieser morose Satz etwas an Wahnsinn Grenzendes. Er sprach mit leidenschaftlicher Heftigkeit, ebenso extrem, ebensowenig aus nüchtern abwägenden Verstandesgründen wie sein Gegner. Die Seele erfüllt vom Glanz Marie Luisens, pries er die Schönheit der Welt wie jemand, der im hellsten Lichte steht zu einem, der sich ins Dunkle verkrochen hat, und trüb mit den Augen blinzelt und über Finsternis und Kälte klagt. Aber er hatte gut reden. Der andere zerstörte mit dem Mehltau seiner Worte alle Bilderpracht, die er herausbeschworen. Die Schönheit der Natur — ja wohl! Doch wer näher zusah, sah den erbitterten Kampf ums Dasein. Die Lebensfreude des gesunden Menschen — ja wohl! Aber wenn die Krankheit einen überfiel? Wenn das Alter kam? Der Glücksransch gelingender Arbeit — ja wohl! Aber der stumpfsinnige Sklavendienst der Millionen, die sich ums trodene Brot abrackerten. Das Glück der Freundschaft, Ideale, Liebe, Aufopferung: herrliche Phrasen! Aber die Wirklichkeit? Betrug, Schwindel, Neid, Haß, Ausbeutung.

Das war keine objektive Debatte mehr. Ohne es zu wollen, sagten sich die beiden schließlich die schönsten Grobheiten. Der eine sprach von ödem Pessimismus, der andere von verlogener Schönfärberei. Vergeblich hatte der Major einzulenken versucht. Schließlich schenkte er die Gläser voll und forderte die erhitzen Streiter zum Anstoßen auf. Aber noch ehe er trank, erklärte Doktor Platen mit zornrotem Gesicht:

„Ich kann sagen, daß in meinem Leben nicht ein Tag

war, den ich noch einmal durchleben möchte. Und wenn den Menschen nicht der gemeine Instinkt am Leben hielte —“

Da ließ Grabaus das Glas sinken:

„Und ich sage: wenn ich heute krank würde, wenn alles Unglück der Welt über mich herunterbräche, so würde ich doch fortfahren, das Leben zu preisen, das dem Menschen Entwicklungsdrang in die Seele gelegt hat und ihn vorwärts treibt zu unbekannten Zielen.“

Dann wurde es schließlich still. Beim Abschied aber hatten beide, Grabaus sowohl wie Doktor Platen, das Gefühl, unverföhnlische Gegner zu sein, die sich am besten aus dem Wege gingen.

9.

Wie die Morgensohne über einer schlummernden Landschaft war in Grabaus die Liebe aufgegangen. Den grauen Himmel überläuft ein schimmernder Hauch, bis dahin unsichtbare Wölkchen beginnen durchsichtig zu erglöhien, Nebel zerfallen sich, und aus dem weißwogenden Dunst erhebt sich das prangende Grün der Wiesen, der schwere Goldregen reisenden Korns. Was eben noch ungefüge tote Massen waren, gliedert sich nun zu tausendfachem Leben. Da erschreckt dich nicht mehr die dunkle Waldwand, sondern tausend Bäume regen sich und an jedem Baum tausend Blätter, von denen jedes seinen eigenen Glanz, seine eigene Flüstersprache hat. Auf den Wiesen funkeln Millionen Gräser, Millionen Blumen wenden ihre Kelche dem Lichte zu. Ein Chor lauter und leiser Stimmen erfüllt den weiten Raum vom schüchternen Zirpen der Feldgrille bis zum schmetternden Gezwitscher der Lerche in blauer Luft. Ein so vielgestaltiger Reichtum ist in wenigen Augenblicken aus schwarzem Nichts entstanden, daß dieser alltägliche Vorgang des Sonnenaufganges uns immer als ein Wunder erscheint. Ebenso war in Grabaus die Liebe erwacht, wie der junge Tag, wie die aufgehende Sonne, wie der wunderbarste und doch natürlichste Vorgang von der Welt.

Wenn ihm in dieser Zeit ein vertrauter Freund, der um sein Geheimnis wußte, Vorwürfe gemacht hätte, so hätte er ohne Arg im aufrichtigsten Glauben geantwortet: „Wie kann das etwas Schlechtes sein, was mich besser, stärker, mutiger und reicher macht? Wie kann die Liebe sündhaft sein, die die Liebe zu allen Menschen in mir steigert, die mich aus dem gemeinen Alltagskram herausreißt und meiner Sehnsucht Schwinge gibt, um sich zu höchsten, reinsten Zielen zu erheben?“ Er, ein verheirateter Mann, liebte die Frau eines anderen. Wie konnte er sie erringen. Aber trachtete er danach? Er durfte von sich sagen, daß er sich in der Nähe Marie Luisens keusch und rein fühlte wie in der Nähe seiner Schwester oder Mutter. Er begehrte nichts und erstrebte nichts. Er war beglückt von der Hoffnung, sie in ferner oder kürzerer Zeit wiedersehen zu können. Und sein Verlangen war schon fast gestillt, wenn sie in der stillen Arbeitsstube vor sein Auge trat, im Glanz des Festes, wie er sie an jenem Abend gesehen hatte, wenn er sich ihre Worte wiederholte und in stummer Zwiesprache mit ihr austauschte, was sein Inneres bewegte.

Soll schwebte ihr Bild ihm vor, einen verklärenden Schein auch über die ergießend, die ihr nahe standen. Er hatte sich in Wolf verliebt, weil er ihr Bruder war, und gewann auch den Major immer lieber, zu dem er ausblickte voll Sympathie und Bewunderung. Und wenn etwas wie Neid oder wie ein Wunsch sein Herz beschlich, so war es doch kein wirklicher Neid und kein wirklicher Wunsch. Es war, wie man wohl auf Märchenwesen neidisch ist, oder wie man sich wünscht fliegen zu können, ein Gefühl, dem das Bewußtsein der Unmöglichkeit jeden Stachel nimmt. Noch überwog das Glück alles, seine Liebe glück hellem Morgenglanz, nicht sengender Mittagsglut.

Aber seitdem er in Weimar Marie Luise wiedergesehen hatte, drängte sich ihm immer und immer wieder eine andere Vorstellung auf. Er sah sie im Lichtschein der Lampe sitzen, wie beim Sprechen ein rosiger Blutschimmer ihr zarten Wangen färbte, wie ihre Augen aufstrahlten, er sah sie durch die hohen Räume schreiten, in diesem leichten, schwebenden Gang, von ihrer Kraft und Jugend förmlich getragen. Dann sah er den Major, dessen an diesem Tage so blaßes Gesicht um die Augen von unzähligen kleinen Fältchen durchfurcht war, der trotz seines tapferen Lächelns einen so kranken, müden, hin-fälligen Eindruck gemacht hatte. Und dann der Schwager —

Ausstellung des deutschen Künstlerbundes.

I. Die dekorativen Bilder.

Als Charakteristikum der diesjährigen Ausstellung im neuen Gebäude der Sezession fällt das Hinstreben zum Dekorativen auf. Nicht nur, daß die beiden einzigen Künstler, die einen Saal für sich haben, vom Wilde, das einen beliebigen Ausschnitt der Natur darstellt, weg zu großen farbigen Eindrücken streben, auch im einzelnen macht sich das Ueberwiegen der großzügigen dekorativen Richtung bemerkbar.

Es läßt sich kaum ein größerer Gegensatz denken als **Godler** und **Kliment**. Beide haben einen Saal für sich. Godler ist bodenständiger, eigenwilliger, kräftiger. Man merkt das Vaterland, die Heimat, die Schweiz. Aber auch bei Kliment ist die Abhängigkeit von der Umgebung merklich zu verspüren. Auch er ist bodenständig. Freischlich wurzelt er in der Großstadt. Und es ist bedauerlich, daß er nur die schwächliche, überbildete Seite der Kultur darstellt. Das Barfüß, das den Klimentischen Bildern entströmt — man muß mit Fug und Recht so reden —, hat etwas Künstliches, Süßliches. Man denkt bei dieser Kunst an die weibischen Launen einer Modedame. Auch die kindische Präzision, das Verfahrene und doch etwas vorstellende Wollende, diese ganze Halbheit des innerlich hohlen Charakters paßt dazu. Frankreichs symbolistische Kunst, die Art des Belgiers Schnoy erscheint hier in noch flauerer Manier.

Was Kliment nicht abzusprechen ist, das ist ein spielend nervöses Farbengefühl. Er mußte Stoffe erfinden, für das Kunstgewerbe tätig sein. Aber seine Gesichter sind trivial und ohne Leben. Der mosaikartige, farbig reiche Untergrund, der das Dargestellte in eine ganz andere Sphäre rückt, enthält dekorative Werte. Er liebt die raffinierten Kontraste. Solch einen farbigen Hintergrund läßt er von einer zartgrauen Wand einlassen. Festeren Boden verraten seine Porträts. Auch da wird er ja leicht schematisch, und man denkt an die Künste eines Feuerwerkers, der mit brillanten Effekten verblüßt. Aber die Art, große Gegenstände zu sehen, etwa das Schwarz eines Pelzes und Hutes so dekorativ dominieren zu lassen oder ein weißes Kleid apart von grünem und grauem Hintergrund sich abheben zu lassen, zeigt in der leichten, geschmackvollen Handhabung Charakter. Auf diesem letztgenannten Wilde ist auch das Gesicht wesentlich frischer und natürlicher. Es ist gut, daß dieses Bild hier ist. Sonst würden viele Besucher denken: Dekorativer Stil ist nur verhüllte und frech betonte Unfähigkeit, dem Natürlichen zu folgen.

Aus der Enge der Großstadt, in der die Kunst einer kleinen Anzahl mißleiteter, überbildeter und hohler Individuen dient, so daß man nur noch mit Mühe das Eigene daran erkennt, führt uns **Godler** in die freie Natur. Sein Hintergrund ist das weite Land, das Gebirge mit den lachenden Farben, wo alles deutlich greifbar vor einem steht und doch fern ist. Prachtvoll groß und in heller Klarheit stellen sich die Farben hin. Und die Form ist hart, charakteristisch, nicht verführerisch schmeichelnd.

Wie klar und hell ist das Licht, das seinen dekorativen Gemälden entströmt. Sie schaffen Raum und erweitern den Eindruck für das Auge. Er wertet das Gesehene um, er gibt keine Modellstudien. Die Stellung ist bei ihm nicht Pose, sondern Konzentration. Das Eigentümliche bei ihm ist: seine Geberden, Stellungen, Gruppierungen wirken nicht gemacht, trotzdem sie äußerst hart die Grenze der Karikatur zu freisen scheinen. Das ist das Zeichen dafür, daß hier ein edles Empfinden das Gestalten leitet. Mit starker und lähner Naivität stellt er seine Jünglinge und Frauen, gibt diese Bilder: „Jüngling vom Weibe bewundert“ oder einfach: „Empfindung“. Er genau er in seinen Gruppierungen ist — manchmal spizen sich die Räume wie von Kulissen begrenzt zu, und in der Mitte steht die Figur, oder die Menschen selbst hängen sich regelmäßig entsprechend in Abständen ab —, so ist er doch in anderen Dingen wieder frei, ja leicht. Dadurch kommt in die eigentümlich jugendliche Starre ein Leben, in die Begrenztheit Unendlichkeit. Den bildhaften Eindruck umreißt er deutlich und hart, dahinter aber leuchtet er lichte Blumen, regelmäßig und doch zwanglos, und der unendliche Raum der Natur dehnt sich endlos vor dem Blick. Es ist in dieser Hinsicht bezeichnend für Godler: er hat die strenge Komposition mit der Freiheit gepaart. Er gibt feste Vorstellungen und erschöpft sich doch nicht. Darum kann man seine Werke lange anschauen.

Neben der steifen Geberde merkt man bei Godler immer das gründliche Studium nach der Natur. Das sind Menschen, die er sah, Bauernburschen, Mädchen seines Landes, deren harte, edige Linien, deren steifes Haar, deren schnigen Körper er naiv übernahm. Seine dekorative Note ist so ursprünglich. Sie ähneln in ihrer Ausfertigung der Gotik, und dennoch empfindet man dies nicht als Archaismus, als Stilübernahme, weil man fühlt, der Künstler empfand vor seiner Natur so, dachte nicht an vergangene Kunstepochen.

Dahinter merkt man das sichere zeichnerische Können. Godler macht nicht die Unfähigkeit zum Ausgangspunkt. Er flunkert nicht. Darum traut man seinen Linien und Formen, die die härteste Wirklichkeit durchscheinen lassen, ohne diese zu kopieren.

Nicht nur das zeichnerische Gerippe entnahm Godler dem Gepräge seines Landes, auch die Farbenvelt ist lokal begründet. Diese leuchtenden Blumen, dieser helle Fels, dieser blaue Himmel, diese Eisluppen, das alles ist unmittelbare Umgebung für ihn und grüßt ihn alle Tage.

In seiner finsternen Ecke wie ein zusammengekrümmtes Urwaldtier hockend, knurrig, mürrisch, Unbehagen und dumpfes Grauen verbreitend.

So, in dieser Umgebung stellte sich Grabaus jetzt Marie Luise vor. Und wenn er nun an sie dachte, ergriff ihn manchmal ein plötzlicher Tumult, ein Gefühl rasender Angst, und in seinem Innern spielte sich folgender Vorgang ab. Er trat auf sie zu, ergriff ihre Hand und flehte sie an, zu fliehen. Sie mußte fort! Sie konnte hier ja nicht glücklich sein! Sie mußte ja zugrunde gehen!

Schmerzliches Mitgefühl und gleichzeitig bebende Furcht vor diesen wild drängenden Stimmen seines Inneren mißachte sich jetzt in seine Gedanken. Dazu wurde seine Sehnsucht, sie wiederzusehen, immer ungestümer. Mit Ungeduld zählte er die Tage. Und tausend Fragen über ihr Los richtete er in grüblerischen Stunden an sie. Das war nicht mehr stumme Zwiesprache mit dem lichten Schatten seiner Phantasie, sondern ein banges Fragen, auf das er mit qualvoller Ungewißheit Antwort von ihr erwartete.

In dieser unruhvollen Stimmung erhielt er ein Anerbieten, über das er zu anderen Zeiten vielleicht etwas geringschätzig gelächelt hätte, das er jetzt aber ohne langes Besinnen annahm.

Weimar ist bekanntlich die Stadt der Mädchenpensionate. Es gibt deren über hundert dort. Mehrere Vorsteherinnen hatten sich nun zusammengetan und richteten an Grabaus das Ersuchen, seine Vorträge über die Klassische Zeit der deutschen Literatur, die er während des Ferienkurses gehalten hatte, in Weimar zu wiederholen. Das angebotene Honorar war freilich gering, und er hatte deswegen einen kleinen Disput mit seiner Frau, die meinte, er könnte durch Schreiben auf leichtere Art mehr Geld verdienen. Seinen eigentlichen Beweggrund ahnte sie nicht, sondern glaubte, ihn lockte die Aussicht, vor einem Kreise so vieler niedlicher Mädchen zu sprechen. Er ließ sie bei ihrer Ansicht und setzte seinen Willen durch.

Was er heimlich gewünscht und doch kaum zu hoffen gewagt hatte, traf ein: Marie Luise äußerte den Wunsch, diese Vorträge mit anzuhören. So fuhr er denn jeden Sonnabend nach Weimar herüber, verbrachte den Abend nach dem Vortrag bei Platen und blieb, da der Major ihn niemals fortlassen wollte, oft genug die Nacht über. Den Doktor Platen traf er bei diesen Gelegenheiten eigentlich nie, oder wenn schon, so war es, wie Tag und Nacht sich treffen.

Alle Unruhe, alle Angst, alle Vorätze, diese ganze innere Wirrnis, die Grabaus besiel, wenn er allein war, verschwand in Marie Luisens Nähe. Ihre heitere und doch stille Art, die innere Klarheit, die von ihr ausstrahlte, befähigte ihn und machte ihn zu einem glücklichen, ungeschloßen Menschen.

In dieser Zeit bekam Grabaus einen Brief des Geheimrats Wohlbold, der ihn aufforderte, zu einer Unterredung nach Berlin zu kommen.

Einige Tage vor seiner Abreise gingen er und Marie Luise vom Vortrag abends nach Hause.

Den Tag über hatten Regen und Schnee friedlich miteinander abgewechselt, bis nun bei sinkender Nacht der Schnee den Sieg davontrug. Lustig freiste der weiße Wirbeltanz um die Laternen, und mit heimlichem Vergnügen beobachtete Grabaus, wie sich bald eine Flocke auf Marie Luisens blonde Locken, bald auf ihre Wimpern, einmal sogar auf ihre roten Lippen setzte, wo sie aber gleich zerdmolz. Dann aber fiel ihm auf, daß sie so schweigsam und wie in Gedanken dahinschritt, und als sie in der Nähe des Hauses waren, fragte er schließlich:

„Sie sind so schweigsam, gnädige Frau. Hat Sie irgend etwas verstimmt?“

„Ich mache mir Sorgen wegen meines Bruders.“

„Warum?“

„Haben Sie ihn in der letzten Zeit öfter gesehen?“

„Vor ein paar Tagen noch.“

„Ist Ihnen da nichts aufgefallen?“

„Nein. — Er war wohl etwas still.“

„Er hat mir nämlich einen ganz merkwürdigen Brief geschrieben. Wenn Sie wollen, so gebe ich ihn Ihnen nachher.“

„Was stand dem drinn?“ fragte er besorgt.

„Ja, was stand nicht alles drin!“ sagte sie mit halbem Lächeln. „Mehr als ein ruhiger Mensch mit einem Mal fassen kann. Aber das eine ist mir klar geworden. Er hat sich verliebt.“

„Was?!“

„Ja — verliebt in eine Schauspielerin.“

(Fortsetzung folgt.)

Neben diesen kollektiv vertretenen Künstlern finden wir andere, die in einzelnen Bildern ihre besondere, zum Dekorativen hinneigende Art bekunden.

Weicher als Godler und natürlicher als Klimt ist Ludwig v. Hofmann. Seine farbenfrohen Szenen führen in ein Traumland. Dort blühen seltsame, blütenüberladene Bäume, schillernd in aller Pracht exotischer Farben. Auf dämmernden Abendwiesen liegt die letzte Sonne, breit und warm. Ein blauer See ladet zu kühlem Bade. Dort auf der Wiese tanzen die Mädchen und schlingen einen übermütigen Reigen. Kein Gewand beengt ihre Glieder. Eine wohlige Wärme umkostet den Körper. Sie eilen davon, haschen sich und kommen wieder. Dann stehen sie sinnend am Baum, und eine schwere brütende Stille liegt über der Natur, zu der sie gehören, wie Tiere und Blumen, natürliche Wesen dieser Umgebung. Sie sind uns fremd und dennoch gehören sie zu uns. Sie sind die von Erdenluft befreiten Geschöpfe unserer Phantasie. Eine frühere Zeit träumte sich Götter und Göttinnen in die Natur; in jedem Baum saß ein Gott. Wir träumen uns nur von allen Fesseln befreite Menschen. Denn diese Frauen sind Frauen unseres Geschlechts. So schön wie sie sind die Menschen, wenn sie frei und glücklich sind.

Immer wieder giebt Hofmann den ganzen paradiesischen Zauber seiner Farben über diese Welt. Ein Menschenleib ist ihm genau so viel, wie eine Blume ein Baum. Ein Schenkel überall, eine lachende, fröhliche Bewegung zueinander und voneinander. Er hört das Rauschen hoher Wipfel, das Branden blauer Bogen tönt ihm tief in den Sinn. In dem befreiten Spiel der Glieder spürt er ein Aufjauchzen. Der Sonne Licht empfindet er instinktiv als Lebenspendend. Und nichts ist so schön, als von allen Hüllen befreit zum Bade hinabzusteigen in den Waldsee; der Himmel liegt blau über dir; verschwiegen senken sich die Zweige. Da kommen die Gefährtinnen. Schon beginnt das Spiel, das Lachen, und die Bogen spritzen auf.

Trockener und bewußter ist Strahmann. Zwei Bilder legen von seinem Können Probe ab. Das eine hat einen Stich ins Komische, Burleske, wie man ihn bei Strahmannschen Bildern häufig findet. Er hat eine Neigung, in den Gesichtern Karikatur zu finden. Er übertreibt gern diese Note noch. Und so kommt manchmal, da er nie ins Triviale verfällt, ein grandioser Humor heraus, der oft grotesk und befreiend wirkt. Auf dem einen Bilde, „Vollsauflauf“ betitelt, gibt er eine Polizistenpichelhaube inmitten aufgeregter Gesichter. Das Sujet ist ihm aber gleich, der Titel verpflichtet zu nichts. Tatsächlich interessierte es ihn nur, um die silberne leuchtende Spitze des Helmes eine Kollektivsammlung von allerlei Typen zusammen zu bringen, und man lacht schon, wenn man nur den ungeheuren Fleiß sieht, den er an diese Arbeit verschwendet hat. Hier dieses Haar, diese hochstehende Nase, dieser vorsinnfältliche Kapothut, der aussieht wie eine Clownsmütze — man kann überall umhersuchen und wird überall etwas finden. Als ruhender, ironischer Mittelpunkt die Helmspitze. Man sieht nur die Spitze, aber die Haltung ist brillant erfasst, daß man das Gesicht, ja die ganze breitbäuchige Gestalt zu sehen vermeint.

Die „Salome“ zeigt Strahmann noch entschiedener dekorativ. Ein reifes, prächtiges Werk. Man vergißt ganz das Dargestellte und sieht nur die Darstellung. In der Mitte steht ein nackter Körper. Salome, nur mit Beschneide im rotblonden Haar und rotgoldenen Schuhen an den Füßen. Sie hebt das tote Haupt des schwarzhäutigen Johannes hoch empor. Ringsherum stehen Typen des Hofes, Würdenträger, Dienerinnen. Nicht das ist das Bewundernswerte, daß sich der Maler so tief eingelebt hat in asiatische Pracht. Man lasse diese Gegenstände alle auf sich wirken: das eigentümlich starre Grautweiß des Körpers, dem oben und unten, am Kopf und an den Füßen, nur wenig Farben angefügt sind. Gegen diese Härte der glatte, funkelnde Marmorboden. Als Hintergrund ein hellgrüner Hügel, auf dem weiße Blüten verteilt sind, rechts noch blauer Himmel. Dann über dem Bilde ein Gewirre weinroter Zweige und Blätter, halb Pflanze, halb wie Tiere sich verschlingend. Dazu die eigentümlichen, harten Physiognomien. Und als Abschluß eine wahrhaft märchenhafte Leberfalle kleinster Kostbarkeiten, die auf das Subtilste eingefügt sind. Man sehe sich die Turbans an, die Ketten, die Umhänge und Mäntel, die Ringe, die Schuhe, die durchbrochenen Gewänder! Überall ein so verschwenderischer Reichtum von Metall, Steinen und Stoffen! Und dennoch nicht überladen! Dennoch nicht profzig! Sondern das Ganze märchenhaft bunt wirkend wie ein alter Teppich. Die Wirklichkeit des Dargestellten verschwindet beinahe ganz. Man sieht nur diese raffinierte und mit empfindlicher Geduld zusammengefügte Farbigkeit der Motive. Wie wunderschön fließt sich solch ein Gehänge durch das Haar, legt sich über die Schultern! Wie natürlich schmüden die stumpfblauen Rosen das Kleid! Man bedauert, daß solch ein Künstler nicht zu großen dekorativen Arbeiten herangezogen wird, der eine solche Märchenwelt in vollster, farbigster Gegenständlichkeit vor uns erstehen läßt, dem sich das Gegenständliche wiederum zu so ruhig glühenden, kühlen und fernem Farben verflüchtigt.

Das große, dekorative Gemälde von Cler: „Johannisnacht“ symbolisiert das alte, vollstimmliche Treiben, das an die heidnische Vergangenheit noch erinnert. Das Bild ist dreigeteilt. Links und rechts grasen die gelben Klammern in die Höhe. Das große Mittelfeld zeigt eine stille Wasseroberfläche in abendlichem Licht. Weit dehnt sich der Horizont, an dem nur hier und da Lichter erscheinen. Eine hohe Gestalt schwebt über dem Rahn, dessen Spitze sichtbar wird. Die ganze Komposition zeugt von sicherem Stilgefühl. Es ist alles

frei in den Raum gestellt und doch richtig an seinem Platz. Freiheit und Regel sind gut vereint. Sehr schön wirkt die blasser Atmosphäre, die alle Farben grau umhüllt, als flöge der Rauch der Scheiterhaufen umher. Dadurch erscheinen alle Figuren unwirklich und fern. Und eine geheimnisvolle Stille breitet sich aus, zu der die stumpfen und äußerst fein gewählten Farben gut passen. Die breitflächige Behandlung hebt alles Bedeutsame eindringlich hervor. Auch hier weicht die plastische Gegenständlichkeit einer leichten Verhüllung, die die Dinge selbst wie hinter einem Schleier erscheinen läßt, ohne daß ihre Sichtbarkeit dadurch erheblich leidet. Dieser Ausgleich der Farben und Formen kommt dem ruhigen Gesamteindruck zugute. — Ernst Schur.

Kleines feuilleton.

eg. Wie sie einexerziert wurden. Früher hatten sie fröhlichen gearbeitet. Mit Lust und zeitweiligem Humor, die das Übe Schreiberleben durchleuchteten. Mitunter lief durch das langgestreckte Bureau, in dem an die zwanzig Mann vor ihren Büsten saßen, ein herzhaftes Lachen von einem Ende zum anderen. Die Ursache gab meistens der alte Schämferling, Bureaudiener und „Faktotum“ des Hauses seit undenklichen Zeiten. In seinem grauen Kopf hielten die Schnurren wie ein Nest voll junger Spazzen beisammen. Und er ließ sie fliegen, wo's nur anging. Deshalb mochte ihn ein jeder. Auch der Chef, der sich übrigens selten sehen ließ und meist eine Treppe tiefer in seinem Privatkontor saß. Der frühere Bureauvorsteher tat keiner Fliege etwas und ließ die „jungen Leute“ — einige nannten kaum noch ein Haar ihr eigen — gewähren, lachte selber mit und liebte im übrigen die Ruhe. Die erste Unannehmlichkeit, die er allen seinen Kollegen bereitete, bestand in seinem Tode.

Vor acht Tagen hatten sie ihn begraben; aus einem Mittags-schlafchen, das er regelmäßig hinter einem Altensjrank einnahm, war er einfach nicht wieder aufgewacht. Ein Neuer kam, woher wußte niemand. Aus dem Personal hatte der Chef ihn nicht genommen. Schon das verstimmt. Diese Verstimmung wuchs sich zu heimlichem Groll aus, als Herr Bodrid, der Neue, immer mehr seine Haupteigenschaft, eine forcierte Schneidigkeit, herausstieß. Wollte irgendwo ein Lachen hoch, dann blühten gleich daneben die kalten, scharfen Augen auf und wiesen zur Ruhe. Die „Privatunterhaltung“ wurde verboten. Wie ein schwerer Druck legte sich's auf alle. Anlust, Zorn erwachten und förderten nicht gerade die Arbeit. Auch in Schämferling garte es. Aber er sagte nichts. Nichts mehr. Seine Schnurren froren ein, seine Witze worte versiegten. Eine schwüle Atmosphäre breitete sich im Bureau aus.

Bodrid merkte den heimlichen Widerstand, fühlte sich isoliert und wurde gereizter. Tag für Tag gab es Wortwechsel. Endlich verkündete er mit lauter, scharfer Stimme, die bis in den entferntesten Winkel drang: „Ich werde sie schon einexerzieren, meine Herren!“

Ein entrüstetes Murren durchlief den Raum. Schämferling bestete gerade Alten in der Nähe des Gewaltigen und lächelte.

„Was lachen Sie? — Sie! . . .“ Bodrid klopfte ihm mit dem Lineal auf die Schulter. „Warum Sie lachen?“

Schämferling drehte sich mit einem Rud herum und sah dem Zornigen groß in die Augen. Dann sagte er: „Ach, wissen Sie, das ist so eine alte Angewohnheit von mir. Unter Ihrem Vorgänger waren wir häufig lustig. Und wenn mir jetzt einer das Zwerchfell libelt, muß ich immer noch lachen. Wenn Sie das nicht wollen, müssen Sie auch nicht libeln. Nämlich: es sind so alte Herren hier — denen werden Sie den Paradedemarsch kaum noch beibringen. Dazu haben wir zu steife Beine, verstehen Sie, junger Mann?“

„Ich werde Ihnen schon Beine machen!“ „Ausgeschlossen“, sagte Schämferling. „Sie gehen ja selber auf Stelzen.“

Ein glucksendes Lachen an allen Rinken. „Ruhel!“ schrie Bodrid. „Und Ihnen, Sie altes Inventar, verschaff ich ganz schnell Beine. Sie sind entlassen. Sofort!“ „Eilt nicht.“ Schämferling bestete seine Alten weiter. „Ich exerziere nicht mehr, Herr Korporal.“

„Gut! Ich hole den Chef.“ Bodrid eilte hinaus, die Treppe hinab und kam mit dem Chef wieder herauf.

Der machte ein tiefunglückliches Gesicht: „Aber, Herr Schämferling, was sind das für Geschichten. Sie haben Ihren Vorsteher beleidigt.“

„Stimmt nicht, Herr Justizrat. Er hat mich beleidigt.“ „Einen Bureaudiener!“ sagte Bodrid.

„Wie? Ja, wer soll denn daraus Rug werden?“ seufzte weinerlich der Prinzipal. „Witten Sie ihn wenigstens um Entschuldigung, Herr Schämferling.“

„Warum denn?“ fragte der. „Ich hab' dem Herrn ja nichts getan.“

„Er oder ich!“ beharrte Bodrid. „So kann es nicht weiter gehen.“

„Na, da hören Sie's doch!“ Der Prinzipal seufzte tief. „Wer mich beleidigt, hat sich zu entschuldigen.“ behauptete Schämferling. „Sobiel hab' ich von der Justiz schon gelernt, Herr Rat — in den zwanzig und einigen Jahren, die ich bei Ihnen bin.“

Der Justizrat stand wie auf Kohlen und zog sich immer mehr nach der Tür zurück: „Machen Sie die Sache doch unter sich aus, meine Herren. Ich habe wirklich keine Zeit.“

„Es bleibt also bei der Entlassung!“ stellte der Vorsteher fest. Und Schämferling behauptete: „Keine Idee.“

Der Justizrat hatte schon die Hand auf der Türklinke, als Bodrid sagte: „Hier muß überhaupt frisches Blut herein, Herr Rat. Die Leute variieren nur widerwillig. Mehr Disziplin und Schneid! Ein grenzenloser Schländrian ist in Ihrem Bureau eingerissen. Ich glaube, mein Vorgänger hat die Zügel nicht straff genug gezogen.“

„Das ist mir wirklich bis da nicht aufgefallen.“ Der Chef ließ die Türklinke los.

Ein alter kahler Kopf tauchte plötzlich neben ihm auf: „Wir sollen auf unsere alten Tage noch Rekrutenmanieren lernen, Herr Rat?“

„Ich verstehe Sie nicht, Herr Mohn.“ Der Rat war ratlos. „Ja, meine Herren, ich weiß wirklich nicht...“ Seine Brillengläser richteten sich von einem zum anderen.

„Nun,“ sagte Mohn, „der Herr da ist im Unrecht, und Schämferling hat recht.“

„Die Sache ist erledigt!“

„Das heißt, Sie lassen den alten Mann hinauswerfen?“

„Mein Gott, Herr Mohn, was soll ich denn nur in dieser unerquidlichen Sache tun?“ Er retirierte wieder zur Tür.

„Das müssen Sie wissen, Herr Rat. Mir ist jetzt klar geworden, was wir tun sollen. Meine Herren,“ Mohn wandte sich laut an seine Kollegen, „dieses war nur das Vorpiel. Schämferling muß als erster dran glauben. Nachher kommt das „frische Blut“ herein, und wir spazieren hinaus. Beugen wir vor. Die Korporalsfuchtel über unserem Haupte — das paßt meinem kahlen Schädel sowieso nicht. Ich hab' genug von dem neuen Regiment. Ich gehe. Die Dudmäuser können hierbleiben. Adieu, Herr Rat.“

Ein Duzend Hände griff nach den Hüten.

„Aber, Herr Mohn, — aber, meine Herren!“ Der Chef ließ Bestürzt von einem zum anderen.

„Er oder wir!“

„Herr Meier — Sie auch? Herr Hoffmann! Herr Hengel?“

„Er oder wir!“

„Ja, was soll ich denn da machen?“ jammerte der Chef.

„Lassen Sie die Gesellschaft nur wandern!“ Bodrid leuchtete.

„Vorwärts marsch!“ Mohn stellte sich an die Spitze. „Tritt halten. Augen rechts, links steht der Korporal.“

Sie marschierten hinaus.

Sprachlos ließ der Prinzipal es geschehen. Dann sah er sich in dem fast leeren Bureau um: „Sie haben mir da eine schöne Geschichte angerichtet!“

„Er hat uns einegerziert!“ sagte Schämferling, der eben als Doktor hinausging.

Bodrid lehnte bläb an seinem Pult.

„Was nun?“ Der Chef trat auf ihn zu. „Etwas Derartiges ist mir in meiner dreißigjährigen Praxis noch nicht vorgekommen. Sie haben sich außerordentlich beliebt gemacht in der kurzen Zeit Ihres Hierseins! Jetzt sorgen Sie weiter, bitte!“

Bodrid stotterte etwas.

„Wie?“ Der Rat wurde wütend. „Ja, was zum Kukud und er stürzte hinaus, den anderen nach.“

ie. Plakate und Annoncen sind keine Erfindung von heute und gestern. Im Altertum bedienten sich die Behörden für feierliche Bekanntmachungen der Ausrufer und Herolde, und auch die Kaufleute benutzten dasselbe Mittel gegenüber dem Publikum. Griechische Kaufleute hatten ihre eigenen Ausrufer oder eigentlich Sänger, denn diese Leute, die gewöhnlich in Begleitung von Musikanten durch die Straßen gingen, mußten die Waren in Versen und Gesängen anpreisen. Bei den Römern wurden Ausrufer namentlich zur Anzeige von Festen und Gladiatorenspielen, aber auch zur Ankündigung eines Verkaufes ausländischer Waren angewandt. Schon im fernsten Altertum kannte man die geschriebene Annonce. Es sind ägyptische Papyri aus den Ruinen von Theben erhalten, die wenigstens drei Jahrtausende alt sind und solche Annoncen darstellen. Vor einigen Jahren wurde in den Trümmern von Herkulaneum eine Plakatsäule entdeckt. Diese Säule war ganz mit Papyrusblättern bedeckt, die eins auf das andere geleiimt waren und Programme öffentlicher Schaustellungen der verschiedensten Art enthielten. Die römischen Kaufleute brachten vor ihren Läden Tafeln an, auf die mit rotem Wachs Gegenstände aufgemalt waren, die in einer deutlichen Beziehung zu der feilgehaltenen Ware standen. Man hat in Pompeji ein Wirtshauschild gefunden, auf dem ein Soldat dargestellt ist, der aus einem Schlauch trinkt, ferner das Aushängeschild einer Wäderei, auf dem ein Wädergeselle Brot knetet. In Rom wurde auch die literarische Reklame erfunden. Martial nahm keinen Anstand, seine dichterischen Gaben in den Dienst des Zahnarztes Cascelio und des Parfümeurs Cosmus zu stellen. Im Mittelalter war es in vielen Ländern verboten, daß die Kaufleute sich gegenseitig Konkurrenz machten. Nur die öffentlichen Ausrufer durften dem Publikum Verkäufe anzeigen. Andererseits hat keine andere Zeit das Mittelalter an Reichtum der Aushängeschilder übertroffen. Die Straßen hatten damals gewöhnlich keinen Namen, die Häuser keine Nummern. Man bedurfte daher anderer

Kennzeichen, und das waren eben die Schilder der Bürgerhäuser und Kaufläden und an den Adelhäusern die Wappen. In Frankreich machte ein Edikt Heinrichs III. die Gasthauseinschilder zu einem Zwang. Diese Schilder waren oft wahre Meisterwerke der Schmiedekunst, andererseits auch häufig naive Nätzsbilder, die einfach auf die Außenwand des Hauses gemalt wurden. Im allgemeinen aber bestanden sie aus großen Blechtafeln, riesigen Händen, Schlüsseln und anderen eisernen Gegenständen. Es kam nicht selten vor, daß sie durch einen starken Wind heruntergeweht wurden und Fußgänger erschlugen oder verwundeten, so daß sie stellenweise durch die Behörden abgeschafft wurden und durch Blechschilder an der Mauer ersetzt werden mußten. Das erste Beispiel einer Sammlung von Annoncen war ein Nachrichtenblatt des Adressenbureaus, das 1629 Theophraste Renaudot in Paris gegründet hatte. Die Sache hatte einen solchen Erfolg, daß Renaudot schon zwei Jahre später eine „Gazette de France“ als erste französische Zeitung gründete und auch bereits von der sechsten Nummer an der Reklame zur Verfügung stellte. Das erste Beispiel eines Inserats war die Empfehlung eines Mineralbads.

Das erste gedruckte Plakat stammt aus dem Jahr 1484 und wurde von Jean du Pré hergestellt, dem außerdem das Verdienst zukommt, den Holzschnitt in die Buchdruckerei eingeführt zu haben. Jenes Plakat ist noch dadurch eigenartig, daß es für das Domkapitel in Reims ausgeführt wurde, um den „Grand Pardon de Notre Dame“ anzuzeigen. Auf der Oberseite des Plakats war die thronende Jungfrau mit dem Jesuskind auf den Knien dargestellt, daneben die päpstliche Tiara mit den Schlüsseln von St. Peter und das königliche Wappen mit den drei Lilien. Der Holzschnitt ist nicht ohne Geschick ausgeführt. —

Humoristisches.

— Vergeblich. „... Also das neue Stück war von Ihnen? .. Da haben wir 'mal wieder so recht herzlich gelacht!“

„Gelacht?? In meinem Trauerspiel??“

„Oder haben wir geweint, Rosa?“ —

— Die „höhere Tochter“. „Adieu, Mutter, leb' wohl! Wenn i' heimkomm' vom Institut, nach'a bring' i' Dir auch a' Bildung bei!“ —

— Einteilung. Bauer: „Die zwei Ferkel wer'n fett g'macht für d' Steuer, die zwei müssen 's Schulgeld bringen für d' Bub'n, und mit den drei ander'n da fang' ich an' Prozeß an mit mei'm Nachbar!“ —

(„Fliegende Blätter.“)

Notizen.

— Der finnische Senat beschloß, dem Dichter Juani Aho auf die Dauer von zehn Jahren ein Jahresgehalt von 3000 M., dem Schriftsteller J. G. Erko eine lebenslängliche Pension von jährlich 2200 M. zu gewähren. —

— Arno Holz und Oskar Ferschle sind mit einem neuen Drama so weit, daß das Werk den Bühnen im Laufe des Sommers zugehen dürfte. —

— Oskar Wildes vieraktiges Drama „Ein idealer Gatte“ hatte bei der Uraufführung im Residenztheater zu München Erfolg. —

— Die Tell-Aufführungen in Altdorf werden auch in diesem Jahre stattfinden. Auf den 9. Juli ist eine außerordentliche Fest- und Jubiläumsvorstellung angelegt, deren Reinertrag der Schweizerischen Schiller-Stiftung zugewendet wird. Am 23. Juli beginnen die ordentlichen acht aufeinander folgenden Sonntags-Vorstellungen. —

— Die Berliner Seceffion bittet uns um Ausnahme folgender Zeilen: Durch eine große Anzahl von Anfragen aus dem Publikum veranlaßt, ob wir in diesem Jahre keine Ausstellung veranstalten, machen wir hierdurch bekannt, daß die II. Ausstellung des Deutschen Künstlerbundes mit unserer diesjährigen Seceffions-Ausstellung identisch ist und auch im neuen Seceffionsgebäude, Kurfürstendamm 208/209, stattfindet, das in späteren Jahren die Seceffions-Ausstellungen beherbergen wird. Es findet also in diesem Jahre keine separate Ausstellung der Berliner Seceffion mehr statt. —

— Der Kunstverein für die Rheinlande und Westfalen hat im letzten Verwaltungsjahr 166 425 Mark eingenommen und 42 472 Mark ausgegeben. Die Mitgliederzahl ist auf nahezu 11 000 angewachsen. —

— Eine neue Warte zur Beobachtung der Erscheinungen des Erdmagnetismus wird zu Esdalemuir in Schottland errichtet. —

— Ein „Weinbeißer“. J. Trojan erzählt in der „National-Ztg.“: „Unterwegs überhörte ich mir die hundertzwei- unddreißig probierten Weine mit ihren besonderen Eigenschaften, und es stellte sich heraus, daß ich sie bis auf zwei oder drei alle wohl im Kopf hatte.“ —